

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 20 (1930)
Heft: 13

Artikel: Die Gottestochter
Autor: Diers, Marie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637002>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am Plagl.

Skizze von Roland Bürki.

Wer sich einmal einen vergnüglichen Abend in München bereiten will, der gehe in die Gast- und Vergnügungstätte „Plagl“ gegenüber dem Hofbräuhaus. Aber man sorge rechtzeitig, etwa zwei oder drei Stunden vor Beginn der Vorstellung, für einen guten Platz; denn der Zudrang ist meistens groß.

Schon von weitem merkt man, daß es hier offenbar gemütlich zugeht, Tische, Bänke und Stühle werden hin und her gerückt, und lautes, eifriges Geplauder brodeln auf die Straße heraus.

Wir treten in einen weiten Saal und stecken plötzlich in einer großen Menschenmenge. Bald haben wir unsern Tisch gefunden und auch schon mit dem einen oder andern Münchner ein Gespräch angeknüpft; denn die Bayern sind leutselig, freundlich und gemütlich. Lauter vergnügte und fröhliche Gesichter sieht man hier. Eng aneinander gepfercht sitzen die Menschen an den Tischen, Geschäftsherren und Direktoren, Künstler, Beamte, Handwerker, alles bunt durcheinander, Männer, Frauen und sogar Kinder. Zuweilen hat man auch den Eindruck, als seien einige Bauern und Naturmenschen hier. Da sieht man Männer mit braunen Hütern und dem Gamsbartl darauf, in bäurischem Rod und in braunen oder gelben, rauen Hosen, die nur bis zum Knie reichen, so daß die sonnverbrannten, kräftigen Beine angenehm und natürlich von all den feinen Kleidern und dem Glanz der vornehmen Welt abstechen. Alle Gäste sind in bester Stimmung. Das ist ein lustig und gemütlich Plaudern hier, ein Rufen, Scherzen und Lachen, ein dumpfes Summen und Brummen wie in einem Bienenkorb. Bierkrüge kreisen, blaue Räuchlein steigen in die Luft, Teller, Gabeln und Messer klirren, und Kellnerinnen zwängen sich, überladen mit Geschirr, zwischen den Tischen durch.

Vorn auf der Bühne des Saales sitzt eine bayrische Kapelle und spielt einen flotten Marsch. Und nun beginnt die Vorstellung: „A Blechmusik“. Die Dachauer Dorfmusik wird dargestellt. Köstliche, ländliche Originale treten auf: Junge Burschen und alte, bärtige Männer, alle in der Uniform, in bäurisch zugeschnittenen, blauen Röcken und Hosen und in schwarzen Stiefeln, voran der Dirigent, stolz wie ein Feldherr, dann kommen die Musikanten. Der eine, klein und plump wie ein Bär, zeichnet sich durch einen Bierbauch, so groß wie eine Pauke, aus. Der andere ist dünn, aber dafür lang wie eine Bohnenstange. Der dritte hat das Gesicht voll roter Stoppeln, und die Nase sticht fest und rötlich in die Luft hinaus. Ein anderer, dort in der hintersten Reihe, bläst so ernsthaft und mächtig in seine blank geschuerte Trompete, daß er ein aufgedunsenes Gesicht bekommt, so rund und voll und rot wie ein reifer Kürbis.

So schreiten diese köstlichen Originale, etwa ein Dutzend Männer, ein paarmal auf der Bühne hin und her und blasen mit furchtbar ernster Miene und roten Gesichtern einen gemütlichen Trottelmarsch. Dann treten sie, Reihe um Reihe, mit ihren Schritten den Takt markierend, hinter die Bühne ab.

Jetzt kommt ein Vortragskünstler auf die Bühne und gibt uns einige Münchner Witze und Begebenheiten zum besten, belohnt durch lautes Gelächter und stürmischen Beifall, der wie ein Orkan durch den weiten Saal braust.

Nun spielt wieder die bayrische Kapelle, und alle Gäste, Alt und Jung, Frauen und Männer, singen mit, im Chor:

„Je trink ma no' a Flascherl Wei', holladero,
Dös darf ja net das letzte sei', holladero,
Und is dös gar, gib't's koa Geniere'n, holladero,
So tun ma's no' mal repetiern, ja no' mal repetiern, hallo.“

Darauf geht die Musik zu einem andern Liedchen über, und alle singen wieder mit:

„Ja dö Liab drinn im Herzen,
Dö is so vui guat.
A Mensch, der verliabt is,
Woak net, was er tuat.
Ma' lacht, und ma' woant,
Kennt si selba net aus,
Wenn d'Lieb drinn im Herz ligt,
Bringt's koaner mehr raus.
Drum woll'n ma no a mal,
Seirassa,
Lustig sein, fröhlich sein,
Hopsassassa.“

Es folgt Lied auf Lied, und die Stimmung wird immer noch fideler:

„Warst net auffi g'stieg'n,
Warst net aba g'fall'n,
Hätt'st mei' Schwester g'heirat,
Warst mei' Schwager wor'n,
Hätt'st a Häusel kriagt und a Ruah dazue
Und a Millisupp'n in der Fruah.“

„'s gibt nur a Loisachtal alloa,
A Zugspitz und a Waxenstoa,
Du derfst di ganze Welt ausgeh',
So triffst es nirgends mehr so schö.
Die Buam, die ham au frischen Muat,
Die Madln san so herzli quat.
Die Lieb und Treu, sie stirbt net aus,
Sie is im Loisachtal zu Haus.“

Nun treten die Musikanten ab, und es wird ein kurzes Theaterstück gespielt, eine Bauernkomödie: „Hansl und Gretl“, wobei man köstlich unterhalten wird.

Zum Abräumen der Bühne wird dann wieder musiziert, und das Publikum singt wieder mit:

„Es war im Böhmerwald,
Wo meine Wiege stand,
Im schönen, grünen Böhmerwald.
Es war im Böhmerwald,
Wo meine Wiege stand,
Im schönen, grünen Wald.“

Zwischen hinein wird auch etwa ein Schuhplattler oder sonst ein anderer, origineller Volkstanz auf der Bühne getanzt, oder es folgen Solo- oder Quartettgesänge oder humoristische Rezitationen. Zum Schluß wird noch folgendes, altes Liedl gesungen:

„So lang der alte Peter, der Petersturm no steht,
So lang de greane Isar durch d'Münchnerstadt no geht,
So lang da drunt am Plagl no steht das Hofbräuhaus,
So lang stirbt die Gemüatlichkeit in München niemals aus.“

In keinem andern Ort kann man wirklich die Eigenart des Münchner Volkes besser kennen lernen und sich sorgenloser unterhalten als hier am Plagl. Es ist und bleibt gemütlich in der alten, schönen Isarstadt.

„So lang da drunt am Plagl no steht das Hofbräuhaus,
So lang stirbt die Gemüatlichkeit in München niemals aus.“

Die Gottestochter.

Erzählung von Marie Diers.

In der Kirchede meines Heimatdorfs liegen zwei Gräber, die durch eine übermannshohe Rotdornhecke von der ganzen übrigen Welt geschieden sind. Zu meiner Kinderzeit haben wir die Hecke noch oft überklettert, aber es galt schon damals einem Abenteuer gleich, und ich fühle noch das leise, feierliche Grauen, das mich umwehte, wenn ich vor den beiden efeuüberwachsenen, halbverfunkenen Gräbern stand.

Ein alter Pastor dieser Gemeinde, ein Vor-Vor-Vorgänger meines Vaters, liegt dort mit seiner Tochter. Die Inschrift auf seinem Steinkreuzlein war schon halb verwischt, mehr als die viel ältere des andern, das wie umfaßt und beschützt unter der vorspringenden Kirchenmauer stand. Man las auf jenem nur noch mit Mühe die Namenszüge Karl Michael Röse und darunter die Angabe des Bibelspruchs, den wir, soweit ich mich erinnere, nie nachgeschlagen haben. Auf dem andern Steinkreuz aber waren noch deutlich die Worte zu entziffern: „Hier ruht Gottes Tochter Maria Luisa Röse“. Und darunter: „Ich armer sündiger Mensch, der ich erlesen war, auf Erden ihr Vater zu sein, lege sie allhier in deine Hände zurück, der du ihr rechter Vater bist.“

Ich weiß, daß wir von dieser seltsamen Inschrift in unserm Hause nicht sprechen, auch nicht von unserm Besuche bei den Gräbern erzählen durften. Das erhöhte bei uns den geheimnisvollen Reiz, der diese Stätte umwitterte, und wir haben oftmals zur Dämmerstunde bei den alten Leuten im Dorf gehockt und uns von ihnen erzählen lassen, was sie selber durch ihre Eltern und Voreltern von diesen seltsamen Dingen wußten und von den einstmaligen Bewohnern des alten Pfarrhauses, zwischen dessen Wänden wir alleamt geboren und aufgewachsen waren.

Indem ich versuche, diese Dinge wiederzugeben, erscheinen sie mir selbst wie eilig, mit seltsamem Getöse vorüberziehende Vögel am nachtdunklen Himmel. Und als eine stille Bewunderin Gottes und seiner Geheimnisse möchte ich meine Leser bitten, mit mir aufzumerken, was da, Schatten gleich, über uns dahinzieht und doch — wie oft! — unser eignes Leben und Tun bedingt.

Es ist an einem kalten, regnerischen Herbsttage gewesen, als im Dorf der neue Pastor, eben dieser Karl Michael Röse, mit seinem Kind auf dem Arm einzog. Er hatte keinen Wagen an der Poststelle vorgefunden, und weil er kein Geld für ein Nachtlager in der Stadt hatte oder haben wollte, hatte er sich trotz schlechten Weges und Wetters gleich auf den Weg gemacht. Er trug sein neugeborenes kleines Mädchen in einem alten schottischen Mantel seiner eben verstorbenen Frau eingewickelt, und als er in das Dorf kam, war es gleich sein erstes, für das Kind zu sorgen. Er holte sich vom Rükter den Hauschlüssel, und ehe die schnell benachrichtigten Frauen kamen, ihm zu helfen, hatte er das kleine Bündel schon weich auf dem Fußboden neben dem Ofen gebetet, hatte Holz aus dem Stall geholt und Feuer gemacht. Den Frauen hat es sich dann schon unvergeßlich eingeprägt, wie das Kindchen, dem sie Milch brachten, sie aus schleierfeinem Gesichtchen ganz merkwürdig groß und ernst mit strahlenden blauen Stern-Augen ansah.

Wie es dann so allmählich gekommen ist, geht aus den Erzählungen nicht hervor, aber die kleine Marialui muß noch in sehr zartem Alter gewesen sein, als man das Wunderbare bemerkte, das ihr anhaftete. Der Vater zuerst, denn er hat sie, wohl um seiner verstorbenen Frau willen, unsäglich lieb gehabt und immer um sich haben müssen. Es war nämlich so, daß das kleine Kind bei jedem, der zu ihrem Vater in die Stube trat, sogleich spürte, ob es ein guter oder schlechter Mensch sei und sich dem ersten strahlend zuwandte, während es sich von dem andern mit einem Schüppchen abkehrte und unter keinem Zureden zu bewegen war, ihm die winzig kleine Hand zu geben.

Sicherlich hat dies zuerst dem Vater wie den Dorf- und Hausleuten nur Spaß gemacht, wie es ja auch Tiere gibt, die ein so feines Empfinden haben für die geistige Luft, die einen umwittert. Aber mit der Zeit ist aus dem Spiel Ernst geworden, und der Pastor hat sich heimlich manches Mal über die Leute seiner Gemeinde Rat und Auskunft von seinem kleinen Mädchen geholt. Er soll dann nicht ein einziges Mal mehr in ein Haus gegangen sein, ohne daß er sein Kind auf dem Arm oder an der Hand

mit hereinbrachte, mochte es sein, daß er zu Kranken oder gar Sterbenden, zu Fröhlichen oder Leidtragenden, zu Tüchtigen oder zu Verkommenen ging.

Denn merkwürdig hat ihm manchmal das Kind den Weg gewiesen, anders oft als er und die ganze Dorfschaft es meinte, und es kam vor, daß es einem verlumpten, verachteten Menschen die kleine engelzarte Hand hinstreckte, und ein anderes Mal sie einem geehrten und gefürchteten großen Bauern und seiner Frau trotz aller Lodungen um keinen Preis des Himmels und der Erden geben wollte. Und daß die erstaunten Leute nachher sahen, daß es in beiden Fällen recht gehabt hatte, bei dem Verachteten sowohl als bei dem großen Bauern, der in seiner Wut auf ganz schlechte und gemeine Dinge verfiel, die ihm niemand zugekraut hätte.

Man konnte wohl sagen, daß der Pastor Röse seine ganze Seelsorge auf die wunderbare Gabe seines Kindes baute, und daß das ganze Dorf mit ihm darin einig war, daß die Meinung von Marialui mehr bedeute als die aller anderen Leute zusammen. Es sind dann die Mädchen, ehe sie heirateten, zu ihr hereingekommen mit ihren Bräutigams und haben von denen verlangt, daß sie dem Kinde die Hand böten. Und die Burschen haben es tun müssen um ihrer künftigen Frauen willen. Wir können uns denken, daß sie sich gestraubt haben, selbst wenn sie ein reines Gewissen hatten. Aber wer hat denn immer ein reines Gewissen? Und daß sie gesagt haben, ihre Dirns kennten sie doch lang genug, und wenn sie ihnen Schlechtes zutrauten, könnten sie sich ja einen Besseren suchen. Das ist sicher vorgefallen und hat in der Hauptsache doch nichts geändert.

Es sind wunderbare Geschehnisse gekommen, wie sich Ehen geschlossen und Verlobnisse jäh gelöst haben nach dem Spruch, den die blauen Stern-Augen des rätselhaften Kindes fällten, und kommende Geschlechter haben sich auf diesen Spruch gegründet oder sind an ihm zerschellt. Und die Predigten von Karl Michael über Sünde und Erlösung haben einen ganz anderen Klang gehabt und sind einen viel sicherern Weg gegangen durch die Ohren in die Herzen als alle Predigten von dieser Dorfschanz vorher und nachher bis auf die unseres eignen lieben Vaters.

Damals ist wohl schon der Name Gottestochter für sie aufgekommen, und ihr Vater soll manchmal, wenn sie schlief, vor ihrem Bett kniend gesehen worden sein, beinahe als bete er zu ihr, daß sie ihn vor Gott vertrete.

So ist das Mädchen herangewachsen, und wir konnten die einzelnen Geschichten nicht immer genau voneinander unterscheiden, wußten nicht, welche in ihre Kindheit fielen und welche in ihr aufblühendes Mädchentum, aber es ist auch nicht darauf angekommen, bis die große Stodung eintrat.

Es kam dann etwas, das wir Kinder uns nicht zusammenreimen konnten. Die Alten wurden plötzlich in ihrem Erzählen einsilbig, lenkten ab oder drückten sich völlig unverständlich aus. Wir merkten sofort, daß da etwas nicht in Ordnung war, aber was? Es betraf die Pastortochter und schien sich um ein Unrecht von ihr zu handeln, das sie von ihrer Höhe herunterholte, dem Dorf entfremdete und ihr sogar den eigenen Vater, der sie bis zur Vergötterung liebte, zum harten Zuchtmeister setzte.

Sie hat in der kleinen, engen, steingepflasterten Hofkammer, in der jetzt nur unsere alten Risten stehen, ganz allein gegessen, zwei Sommer und zwei Winter hindurch, nach anderen Berichten sogar beinahe drei Winter. Es war etwas vorgegangen, das wir Kinder mit allem Nachdenken nicht herauskriegten, und ich fühle jetzt erst recht, was für eine rauhe Zartheit in dem damaligen Geschlecht steckte, daß es manche Dinge nicht über die Lippen brachte, und wenn die Zuhörer sich auch schier danach zerrissen.

(Fortsetzung folgt.)